Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 78 (1984)
Heft: 3

Artikel: Des-Orientierungen : Eindrücke von einer Reise durch Bolivien
Autor: Züfle, Manfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143109

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Manfred Züfle

Des-Orientierungen

Eindrücke von einer Reise durch Bolivien

Für mich persönlich ist es keine Selbstverständlichkeit, in ein lateinamerikanisches Land, überhaupt in ein Land der Dritten Welt zu reisen. Ich habe etwas Mühe mit dem Reise-Grund: Ich will mich mal an Ort und Stelle selber orientieren. Ich möchte damit meine Bedenken nicht verabsolutieren. Sie gelten für mich. Meine Skepsis gegenüber dem Sich-orientieren-Wollen wurde durch meine Erfahrungen in Bolivien, Peru und Kuba bestätigt: Wir kamen nach knapp drei Monaten in Lateinamerika nach Europa und in die Schweiz zurück mit einem «Schatz» an Des-Orientierung, wie ich ihn mir grösser kaum vorstellen kann.

Besuch beim Dichter Joaquin Hinojosa

Joaquin Hinojosa war während langer Jahre in der Schweiz im Exil. Er hatte in Cochabamba in Bolivien während sechs Semestern Medizin studiert und gerade seinen ersten Gedichtband veröffentlicht. Bei der Machtübernahme durch rechtsgerichtete Militärs musste er fliehen. Seine Gedichte wurden verbrannt. Er arbeitete mit andern bolivianischen Emigranten in Chile. Beim Putsch gegen Allende geriet er 1973 ins berüchtigte Stadion von Santiago. Nach mehr als vierzig Tagen wurde er durch die Schweizer Botschaft aus dem Konzentrationslager befreit. Er weiss bis heute nicht warum. Er musste nach Europa gehen, obwohl er in Südamerika, in der Nähe seiner Heimat, hatte bleiben wollen! Bei einer vorübergehenden Lockerung der Unterdrückung in Bolivien kehrte er für kurze Zeit mit seiner Frau (einer Schweizerin) in sein Land zurück. Er musste wieder fliehen.

Während seines zweiten Aufenthaltes in der Schweiz lernte ich ihn kennen. Wir wurden Freunde. Er wünschte, dass ich ihn, wenn er (endgültig) in sein Land zurückkehren würde, dort besuchen sollte. Nach der jüngsten Demokratisierung ist Joaquin mit seiner Familie nach Cochabamba zurückgekehrt mit der Hoffnung, dass diesmal die scheinbar ewig wiederkehrende grausame Unterdrükkung des Volkes endgültig vorbei sein werde, u n d mit der festen Entschlossenheit, sein Land nie mehr zu verlassen, was auch immer geschehen möge.

Joaquin ist Indianer. Er gehört zu den sechzig Prozent «reinen» Indianern dieses Landes, die neben den zehn Prozent «reinen» Weissen auch in der parlamentarischen Demokratie kaum in Erscheinung treten. Seine Muttersprache ist eine der beiden grossen Sprachen der Hochlandindianer, das Ketschua. Er dichtet in «Castellano», der Sprache der Herrschenden, und in seiner Muttersprache. Er ist sicher einer der bedeutendsten Dichter seines Landes, obwohl im Augenblick keiner seiner Texte in einer bolivianischen Buchhandlung zu kaufen ist. Die letzten Exemplare seines ersten Gedichtbandes liegen noch immer irgendwo vergraben. Man hat ihm vorgeschlagen, jetzt eine Erzählsammlung herauszubringen. Er arbeitet fast vollumfänglich in einem Selbstverwaltungsprojekt von Indianer-Campesinos. Er überlegt sich, ob es überhaupt (für die Sache) günstig ist, im jetzigen Zeitpunkt

etwas zu veröffentlichen. Die Hoffnung auf eine fortdauernde Demokratie ist kleiner und kleiner geworden. Seine Entschlossenheit, (auch in einem zukünftigen Untergrund) im Land zu bleiben, ist grösser denn je.

Diesen Mann, unsern Freund, besuchten wir und erlebten mit ihm seine Hoffnungen, Befürchtungen und Ängste für sein Land. Kaum hatten wir das Land unter ziemlich dramatischen Umständen verlassen, war es, obwohl noch in relativer Nähe, in Lima, schon nicht mehr klar, was dort jetzt wirklich geschah. Die Nachrichten, die seit einiger Zeit wieder durchdringen, schaffen auch keine Klarheit, vor allem sind sie alles andere als beruhigend oder gar hoffnungsvoll.

Kuba — noch immer eine Hoffnung für den Kontinent

Wir hatten folgende Reiseroute geplant: Über Kuba nach Lima und nach Cochabamba. Von dort aus sollte sich das weitere für ein paar Wochen zusammen mit Joaquin ergeben. Für die Rückreise hatten wir uns vorgenommen, langsam von La Paz bis Lima möglichst viele Städte der Inka-Kultur zu besuchen. Wir glaubten, dann (touristisch!) reif zu sein für kulturelles Erleben von Vorgeschichte. Schliesslich hatten wir uns für die endgültige Heimreise nach Europa nochmals Kuba mit einem Abstecher nach Grenada vorgenommen. Ein wenig Sonne, Sand und Sozialismus.

Wir erfuhren mitten auf einer achtzehnstündigen Busfahrt durch die Wälder des bolivianischen Tieflands, dass die Amerikaner Grenada eben «befreit» hatten. Dass wir je ins bolivianische Tiefland kommen würden, war in unsern Plänen auch nicht vorgesehen gewesen. Schuld daran war, dass man als Europäer notgedrungen, ob man will oder nicht, von geradezu skandalösen Wechselkursen profitiert. Auf die Inkakultur verzichteten wir, ebenfalls notgedrungen und gleichzeitig einsehend, dass irgendwelche höheren Reisepläne sich in der südamerikanischen Realität vielleicht als eurozentrisch entpuppen. Wir lasen dafür eine Woche lang in Lima peruanische Zeitungen im Vorfeld der wichtigen Gemeindewahlen. Und wir hatten schliesslich Gelegenheit, unsere Anfangsbegeisterung über Kuba noch einmal während etwas mehr als vierzehn Tagen zu prüfen. Wir verstanden dabei, dass Kuba nach wie vor eine Hoffnung i s t für den ganzen Kontinent — und dass wir trotz fast drei Monaten in Lateinamerika schlicht und einfach europäische Touristen geblieben waren, desorientierte zu unserem eigenen Nutzen und Frommen!

Ein rabiat subjektiver Standpunkt als Chance, etwas zu sehen

Ich musste ziemlich bald, noch bei unserem ersten Aufenthalt in Kuba, merken, dass es für mich sehr schwierig war, mit meinen europäischen Wörtern und Sätzen irgend etwas vom Erfahrenen festzuhalten. Ich versuchte mit Gedichten zu reagieren. Ich verstand, dass ein rabiat subjektiver Standpunkt noch am ehesten die Chance bot, etwas zu sehen. Wenn man weiss, wie sehr man Europäer bleibt, ist man vielleicht ein wenig davor gewappnet, seine Eindrücke typisch europäisch «einsacken» zu wollen. Ich schrieb am 22. September, am Tage vor unserer Abreise aus Kuba nach Lima:

Ich, Mann aus Europa,
mit meinen gepflegten Ängsten,
wäre nicht unbereit,
wegzuschauen,
wenn einer dieser
braunen, schwarzen, weissen
Meinesgleichen
umkäme,
ich, Mann aus Europa, —
mit der Ausrede,
ich verstünde nichts,
könne sowieso nichts machen,
es sei schrecklich;
aber eine in die Hotelhalle

verirrte junge Katze, die schreit,
rührt mich grenzenlos,
zurecht,
mich, Mann aus Europa.

Aber hier in Kuba
haben sie aufgehört,
endgültig,
abzuwarten,
bis ein Mann aus Europa,
mit gepflegten Ängsten,
nicht unbereit wäre,
wegzuschauen.
Und sie hören vielerorts auf,
abzuwarten,
Mann aus Europa!

Ich las das Gedicht bei einer Lesung an der Uni Cochabamba vor (Joaquin hatte es ins Spanische übersetzt). Man hörte meine Gedichte mit Interesse. Eine sehr engagierte Sozialarbeiterin und Psychologiestudentin sagte mir, ich solle das nächste Mal mit mehr Gedichten kommen. Am Ende unseres Aufenthalts riet mir Joaquin ab, das Gedicht bei anderer Gelegenheit noch einmal vorzulesen. «Ihr habt schon einen Stempel der Republik Kuba im Pass; das könnte schon genügen, wenn der Putsch ausbricht.»

Im Verlauf der wenigen Wochen, während denen wir dort waren, wurde Kuba immer mehr zum Feind schlechthin aufgebaut. Vereinzelte destabilisierende Anschläge wurden sofort angeblich in Kuba ausgebildeten Guerilleros angelastet. Die Presse, das Fernsehen, rechtsgerichtete Politiker wussten, dass 450 Bolivianer in Kuba für den Guerilla-Kampf ausgebildet worden seien. Ausländer, von Kuba kommend, wurden langsam aber sicher zum «Beweis» aufgebaut. Joaquin war der Meinung, wir mit unsern Pässen könnten bei noch weitergehender Destabilisierung zu einem der Beweise werden. Ich bin überzeugt, dass seine Befürchtungen berechtigt waren. Es war allerdings für uns schon etwas beschämend, eine Kränkung, bei einer grossen Grenada-Kundgebung in Cochabamba feststellen zu müssen, dass eine Reihe von Rednern offen den Mut hatten, mit einem Hoch auf das sozialistische Kuba zu schliessen. Wir gingen ja wieder, und die, die hier gesprochen hatten, waren offenbar wie Joaquin entschlossen, unter allen Bedingungen in ihrem Land zu bleiben!

Destabilisierung auf bolivianisch!

Fünfmal während der wenigen Wochen waren wir «blockiert». Bolivien ist ein Land, das mit wenigen Eingriffen blokkiert werden kann. Die Bourgeoisie dieses Landes hat in ein paar sinnlosen und verlorenen Kriegen den Zugang zum Meer im Westen und weite Gebiete in die Ebenen des Kontinents hinaus verloren, — auch an Bourgeoisien, die aber offenbar etwas cleverer waren in ihren Ausbeutungsmethoden. Immer intensiver erlebten wir Bolivien als eine Falle: una trampa. Man muss in Bolivien sehr wenige Strassen und noch weniger Eisenbahnen wirksam unterbrechen. Fällt aus irgendeinem Grund zusätzlich der Flugverkehr aus, bewegt sich nurmehr, wer die Macht hat.

Während des letzten Flug-Streiks, den wir erlebt hatten, war plötzlich der Minister verschwunden, der mit dem streikenden Bodenpersonal hätte verhandeln müssen. In der Presse las man, der Minister sei im Ausland, an einem unbekannten Ort. Der Minister habe sich abgesetzt, sollte das Volk verstehen. In Wirklichkeit sass er (wie viele andere auch) in Cochabamba fest und hatte (wie alle andern auch) keine Möglichkeit, die relativ kurze Strecke von dort nach La Paz zurückzulegen. Der Minister war offenbar nicht einer, der Macht hatte. Wenige Tage später wurden auch sämtliche Telekommunikationen bestreikt.

Quiroga Santa Cruz, der charismatische Führer der Sozialisten, hatte einmal Faschismus als die totale Desinformation definiert. Ein faschistisches Regime hatte ihn vor wenigen Jahren dann einfach erschossen.

Die Macht des Dollars

Wer in Bolivien Dollars besitzt und sie bei einer Bank in bolivianische Pesos wechselt, ist verrückt. Dass dem so ist, lassen selbst Bankangestellte durchblikken. Der offizielle Kurs betrug, als wir dort waren, 240 Pesos für einen US-Dollar. Als wir in Bolivien ankamen, erhielten wir (und alle andern, die Dollars besassen — das ist keine Rechtfertigung, sondern eine Feststellung) 680 Pesos. Als wir in La Paz festsassen und auf den Flug nach Peru warteten, kriegten wir 1250 Pesos. Eigentlich waren wir finanziell immer besser dran. Unsere Wechselkurs-Gewinne überstiegen die Teuerung bei weitem. Wer keine Dollars hat, das bolivianische Volk u n d der jetzt demokratische Staat, der hat nur die Teuerung. Aufgeführt wird so das Lehrstück, dass «es so nicht weitergeht». Darüber sind sich eigentlich alle einig. Die Lehre wirklich erteilen werden wohl bald die, die dann für sich schon wieder genügend Dollars haben werden — auch für i h r e n dannzumaligen Staat.

Wechseln in Cochabamba: Es gibt einen Platz, wo die kleinen Schwarzwechsler stehen. Auf dem Platz ist es nicht ungefährlich. Es werden Razzien durchgeführt. Und wer sich erwischen lässt, hat Pech gehabt. Man fährt mit dem Auto auf den Platz und erkundigt sich, ohne auszusteigen, nach dem Tageskurs. Mit diesem Wissen geht man zu einem grossen Wechsler irgendwo in der Stadt. Es kann vorkommen, dass der Wechsler auch nochmals hinfährt zum gleichen Platz, um die Information zu prüfen. Aber nachher ist man schnell und ohne Diskussion einig. Der Kurs auf dem kleinen gefährlichen Platz g i l t! Die Geltung des Kurses ist gefahrlos, geschäftlich sachlich für einen, der Dollars anzubieten hat, genau gleich wie auf einer Bank.

Vergleich: Auch auf Kuba kann ich als Tourist das meiste mit US-Dollars kriegen. Auch die russischen Genossen bezahlen ihre kubanischen Genossen mit Dollars. Der Kurs Dollar - Peso ist praktisch 1 zu 1, der Peso sogar etwas mehr wert. Kuba ist nicht billig für einen, der Dollars besitzt, und Pesos, wenn er welche haben möchte, kriegt er praktisch auch nur gegen Dollars. Aber in Kuba bestimmt Kuba, wieviel das amerikanische Geld wert sein soll, wie gesagt, auch dasjenige, das die Russen ins Land bringen. Die jungen Leute, die einem auf der Strasse einen günstigeren Kurs andrehen wollen, können in La Habana zwar lästig werden. Sie sind aber nicht die kubanische Geldwirtschaft, wie die Wechsler in Cochabamba, La Paz, Santa Cruz, Trinidad praktisch die bolivianische sind. Der Dollar ist d i e Währung, das ist auch in La Habana klar. Es fragt sich nur, wie viel M a c h t ein Land diesem F a k t u m einzuräumen gezwungen ist. In Bolivien muss offenbar nach wie vor alles eingeräumt werden. Wie lange noch?

Kuba hat eine niedrigere Kindersterblichkeit als die USA

In Cochabamba findet der grösste Strassen-Markt Boliviens statt. Von Bananen, Orangen, Kokablättern bis zu Apparaten aller Art ist alles zu haben. Kommt man zum ersten Mal dorthin, ist man überwältigt vom exotischen Angebot, von der Stimmung, von der Farbenpracht, von den indianischen Charakterköpfen, vom Leben, das da offensichtlich herrscht. Man taucht ein ins Exotische, man ist aufgehoben, das Fremde ist schön, man kann es in vollen Zügen geniessen.

Beim zweiten Mal nahm ich meinen Fotoapparat mit auf den Markt. Wenn man mit einem solchen Ding herumzieht wird man, was mir sonst nie geschah, sehr häufig und mit drohendem Spott als alemán, als Deutscher, bezeichnet. Mit einem Tele liess ich mich schliesslich an verschiedenen Punkten des Marktes möglichst unauffällig nieder. Durch dieses «Objektiv» hindurch — europäisch,

obschon japanisches Fabrikat — wurde mir das Schöne endlich heilsam fremd.

Bei einem Verkaufsstand hat sich um irgend etwas Unsichtbares am Boden herum eine dichte Menschentraube angesammelt, alles Frauen, alles Indianerinnen. Sie lassen niemanden eindringen und scheinen sehr beunruhigt zu sein. Joaquin mit seiner natürlichen Autorität und Ketschua redend wird zugelassen. Er ruft mir über die Köpfe der Frauen hinweg auf deutsch zu: «Hier stirbt gerade ein Kind.» Ich sah, wie eine sehr junge Frau mit einem Bündel auf ihren Armen sich aus dem Kreis herauslöste. Ihr Gesicht war tränenüberströmt. Sie folgte Joaquin, der mit ihr zu einer Sanitätsstation ausserhalb des Marktgeländes ging. Als Joaquin zurückkam, erzählte er: «Das Kind wird morgen tot sein. Man konnte ihm nur noch eine schmerzlindernde Spritze geben. Die junge Frau ist achtzehnjährig. Sie stammt aus Potosí, sie kommt vom Hochland. Sie ist wegen der Dürrekatastrophe nach Cochabamba gekommen. Hier muss sie betteln. Sie hat nichts als ihr Kind.»

Man kann und muss auch hier einen Vergleich anstellen: Kuba hat eine niedrigere Kindersterblichkeit als selbst die USA. Das ist keine Propaganda für irgend etwas, das ist eine Feststellung.

Genossen oder Brüder?

Während der Zeit, in der wir uns in Bolivien aufhielten, war der Präsident dieser deklarierten Demokratie zweimal gezwungen, das Militär anzurufen, um den Flugverkehr zu gewährleisten. Es ist dasselbe Militär, das bei einem Putsch den Putsch gewährleisten würde. Das weiss natürlich auch der demokratische Präsident dieser deklarierten Demokratie. Es ist auch klar, dass die Forderungen des Bodenpersonals, das streikte, hundertfünfzigprozentig berechtigt sind. Alle, die in Bolivien streiken, haben mehr als genügend Gründe für ihre Streiks. Es ist aber auch (und zwar allen) klar, dass die Streiks und Blockaden nur denen etwas bringen, welche die Destabilisierung des Landes vorantreiben wollen. An der grossen, mehrere Tage dauernden Blokkade von Cochabamba hatten neben den Gewerkschaften und Linksparteien immer mehr auch sehr rechtsgerichtete Kreise mitgemacht. Je klarer es wurde, wer den Kampf der Unzufriedenen beerben würde, desto häufiger fiel das Wort Brüder! Wir sind uns doch alle einig, so geht es nicht weiter. Also...

Stimmungen — wie vor einem Putsch

Stimmungen! In Santa Cruz hatte ich sie noch gar nicht wahrgenommen, die Stimmung. Ich war gerade dabei, Zigaretten an einem mobilen Strassenkiosk zu kaufen. Einer spricht mich auf unangenehme Weise an. Ich höre nicht hin, es scheint irgendein Schwarzwechsler zu sein. Ich versuche, ihn mit einer unwirschen Gebärde wegzuweisen. Er hält mir einen Ausweis unter die Nase. Ich müsse mich ausweisen! Ich gebe ihm meinen Pass und tätige meinen Zigarettenkauf einfach weiter. Ich will diese bürokratische Schikane nicht wahrhaben auf offener Strasse. Der Kerl verliert dabei die Show und gibt mir den Pass murrend zurück. Bitte, was will der, mein Pass ist schliesslich in Ordnung, das Touristenvisum eingetragen. Der Zigarettenverkäufer hatte mich etwas beunruhigt angeschaut wegen meines Verhaltens. E r hatte schon andere Zeiten erlebt!

In Trinidad, in diesem gottverlassenen Nest, sassen wir dann mehr als eine Woche fest. Zunächst unendlicher Regen und alle Strassen unpassierbar. Dann Streik auf dem Flugplatz, nicht abzusehen wie lange. Endlich erfuhren wir durch Zufall von einem Bus, der «heute nacht» nach Santa Cruz fahren sollte. Wir konnten die beiden letzten Platzkarten für die mühselige achtzehnstündige Busfahrt bekommen. Der Bus hätte um neun Uhr wegfahren sollen. Um 11 Uhr warteten wir mit allen andern zusammen immer noch vor dem Bus, von dem zuerst Ge-

päck abgeladen werden musste. Zwei Polizisten waren plötzlich da und beobachteten die Wartenden. Schliesslich hatten sie uns herausgepickt. Wir zeigten die Pässe. Das genüge nicht, wir brauchten zusätzlich eine bolivianische Identitätskarte. Wir müssten auf den Posten mitkommen. Wut und Angst. Wir fingen an, auf Schweizerdeutsch zu fluchen. Wir spürten, wie die Mitpassagiere, die eben noch sehr freundlich mit uns geplaudert hatten, von uns (mindestens innerlich) wegrückten. Die Frau, die das Busunternehmen in Trinidad betreibt, setzte sich schliesslich sehr vehement für uns ein. Die beiden Beamten schienen dadurch die für sie entstandene Lage anders einzuschätzen. Sie waren plötzlich verschwunden, ebenso plötzlich wie sie aufgetaucht waren. Wir hatten beide das klare Gefühl, nach einem Putsch wären wir mit ihnen verschwunden. Die Mitpassagiere fingen zögernd an, uns wenigstens wieder anzuschauen.

Auf dem Flugplatz von La Paz (4200 Meter über Meer!): Die Destabilisierung war so weit fortgeschritten, dass viele, vielleicht die meisten, einen Putsch in Stunden, Tagen, spätestens in Wochen erwarteten. Auch Joaquin war froh, dass wir endlich wegkamen. Aber in La Paz erfuhren wir: Der gesamte Flugverkehr wird bestreikt. Schliesslich unvermittelt wie immer: Sofort zum Flugplatz, in einer Stunde kann nach Lima geflogen werden. Wir warteten mit Hunderten andern viele Stunden lang. Vor allen Gateway-Eingängen schwerbewaffnete Militärs und Polizisten. Wir haben noch Pesos, die draussen nichts mehr wert sind. Wir fragen zwei bewaffnete Polizisten, ob man irgendwo wechseln könne. Man kann nicht. Dann kaufen wir noch etwas. Alle Läden geschlossen. Wir merken plötzlich, dass uns die beiden Polizisten gefolgt sind. Sie fordern uns auf, mit ihnen eine Treppe tiefer zu kommen. Langer kahler Gang, Betonboden, gar keine Flughafen-Atmosphäre mehr. Die beiden lassen uns zunächst einen Augenblick lang stehen. Sie schauen sich um, ob niemand anderer hier unten ist. Dann schlägt einer der beiden flüsternd vor, sie würden das Geld wechseln. Kurs 1 zu 1500. Der «offizielle» Schwarzmarktkurs war 1250. Wir sollten es uns überlegen. Sie kämen in zwei Minuten wieder. Da standen wir im kalten Kellergang und wussten nicht, ob wir laut lachen sollten. Als sie wiederkamen, wechselten wir. Die beiden liessen uns unten warten, bis sie verschwunden waren. Oben standen wir ihnen noch mehr als eine Stunde gegenüber, bis endlich der Gateway aufging. Sie kannten uns überhaupt nicht. Stimmungen.

«Bei der Lage, in der unser Land ist!»

Wir waren von Oruro nach La Paz nur mit einem ärztlichen Attest gekommen. Mit diesem Attest wagte mit uns ein Taxifahrer die mehr als vierstündige Fahrt. Alle Strassen waren blockiert, zum Teil gesprengt, mit Erdwällen überschüttet. Dieselben Strassenarbeiter, die mit 150-prozentiger Berechtigung streikten, bauten halsbrecherische Umfahrungswege ihrer eigenen Blockaden. Etwa 50 Kilometer von La Paz entfernt werden wir auf einem solchen Umfahrungsweg von zwei Campesinos aufgehalten, die auch den Umfahrungsweg mit einer Steinmauer zu blockieren anfangen. Unser Fahrer zeigt ihnen das Attest, das medizinisch mehr als berechtigt ist. (Wir müssen möglichst schnell auf Meeresniveau hinunter wegen einer Herzgeschichte.) Die beiden lassen sich nicht abhalten, bauen weiter. Unser Fahrer fährt schliesslich einfach los, obwohl ihn die beiden mit Steinen bedrohen, und kommt gerade noch durch. Seine Rückfahrt nach Oruro würde höchstwahrscheinlich blockiert sein. Die seien besoffen. Das hatten wir auch gesehen. Aber einer der beiden hatte beim Disput mit unserem Fahrer nur immer wieder gesagt: «Bei der Lage, in der unser Land ist!», und dabei einen weiteren Stein auf seine Barrikade geschichtet.

Die Hölle hat sich installiert

Ich lernte auf dieser Reise, immer rabiater zu meiner Subjektivität zu stehen. Man sieht mit europäischen Augen. Wenn man diese seine Augen nicht als europäische durch-schaut, bekommt man überhaupt nichts zu sehen. Ich kam immer mehr davon weg, mich orientieren lassen zu wollen. Nach unserer «Flucht» schrieb ich am 11. September 1983 in Lima, wo wir aus gesundheitlichen Gründen Zeit haben mussten, ein Gedicht. Während des Gemeinde-Wahlkampfs gab es etliche Attentate, die man dort alle dem «Sendero luminoso» anlasten wollte.

Auf der andern Seite
des Äquators
liegt der Mond
wie ein Schiff am Himmel,
die Sternenbilder
sind offenbar bedeutsam
und nicht deutbar,
die Milchstrasse
scheint die Kurve
irgendwie umgekehrt zu nehmen,
und man spürt es deutlicher,
zum ersten Mal eigentlich,
dass die Erde schlingert.

Dass ein verrückt gewordener
Alt-Filmstar
plötzlich in allem Ernst
sein «Weltbild» durchsetzt,
wird h i e r gefährlich,
während wir drüben,
droben,
im alten Europa
immer noch der vernünftigen Meinung
sind,
das alles sei nur
ein schlecht erzähltes Märchen.

Hinter sieben Andenketten
hat sich langsam aber sicher die
Hölle installiert.
Zu Fuss kannst du
auf viertausend Meter Höhe
über trockene Ebenen trotten.
Der Wind sammelt
den Staub zusammen,
büschelt ihn
und lässt ihn für eine Weile
als hundertmeterhohe Säule
um sich selber tanzen.
Vielleicht wurden genau
hier beim letzten Mal
ein paar Dutzend Menschen
erschossen.
Man hört lange gar nichts
draussen,
wenn hinter sieben Andenketten
geschossen wird.
Und wenn's endlich
in der Zeitung steht,
ist's schon lange geschehen:
Die Hölle hat sich installiert.

(Über Lima dann aber
trieben tiefe Nebelwolken
vom Meer hinein
und manchmal auch hinaus.
Und abends ist es,
wie man's wohl nennen müsste,
tropisch kühl.
Man schenkt drei Tage
vor den Gemeindewahlen
nirgends mehr Alkohol aus;
und die Kellner erklären ernsthaft,
dass man so Schlimmes
zu verhüten versuche
— während die Bomben
schon überall im Land knallen
und während niemand zu sagen wüsste,
wem sie heimzünden sollten,
und während Menschen sterben ...)

Unter dem Äquator
merkt man erst,
dass die Erde schlingert.

■